

Patsch, patsch, patsch...

Seit zehn Minuten sitzt Gilmer jetzt neben mir, seine Hand unaufhoerlich in meine schlagend. Das macht er oefter,er mag das irgendwie. Freundlich schaut er mich dabei an- wenn er nicht gerade ins Leere starrt. Er spricht, wenn ueberhaupt, nur undeutlich, das weniger, was er ab und zu sagt, kann ich kaum verstehen, aber Gilmer scheint mir das nicht uebel zu nehmen, auch, wenn er immer wieder versucht, sich mir verstaendlich zu machen. Ausgedehnte Gespraechе aber sind seine Sache nicht. Gilmer ist neun Jahre alt. Und Autist.

Er ist einer von rund vierzig Schuelern in Santa Teresita, einer staatlichen Sonderschule in Tingo María, am Rande des peruanischen Regenwaldes. Die Stadt ist klein, ueberschaubar, tropisch-quirlig. Aus den zahlreichen Bars und Geschäften toent Cumbia, eine, wie ich finde, schwer tanzbare Mixtur aus Salsa und Samba. Eigentlich ist es hier bisher immer heiss und sonnig, wenn es nicht gerade wie aus Eimern schuettet.

Sit dem 23.8. bin ich jetzt also hier, seit dem 24. arbeite ich im „Centro de Educación Básica Especial Santa Teresita del Niño Jesús. Die Schule hat acht Raeume, fuenf Klassenraeume, drei fuer Bewegungs- und Sprachtherapie. Acht Lehrerinnen, seit kurzem eine Psychologin, zwei Freiwillige- Lucía und ich.

Meine Taetigkeiten hier beschraenken sich in erster Linie auf Hilfsarbeiten. Alle zwei bis vier Wochen wechsele ich die Klasse, in der ich dann der Lehrerin zum Beispiel beim Herstellen von Material helfe, was bedeutet, dass ich- ja, ich- lange Zeit mit (Ab)Zeichnen und Ausschneiden beschaeftigt bin, zum Beispiel von Ausmalbildern oder grossen Anwesenheitslisten, die im Laufe des Monats gefuehrt werden und im Grossformat an der Wand haengen. Ueberrascht habe ich festgestellt, dass Zeichnen je nach den Umstaenden sogar Spass machen kann. Allmaehlich bekomme ich Uebung.

Gelegentlich beschaeftige ich mich auch mit einzelnen Schuelern, versuche, ihnen bei Aufgaben zu helfen oder ihnen lesen beizubringen. Das geschieht hier silbenweise, mit kleine Pappkaertchen. La, le, li, lo, lu....

Zum Beispiel mit Edson aus der zweiten Klasse, der mich ueber Tage hinweg immer wieder der Verzweiflung nahe gebracht hat. Innerhalb von Sekunden vergass er, was er eben noch, wenn auch teils muehsam, so doch richtig gelesen hatte. Stellte ich die Silben um- la, lo, lu, li, le, zum Beispiel- war meist endgueltig Sense. Noch frustrierender allerdings war der Kommentar seiner Lehrerin. „Er vergisst es immer wieder. Er vergisst eben einfach alles.“ Solche Saetze sind bei den Lehrerinnen keine Seltenheit.

So klar einem ist, dass Lernschwierigkeiten hier voellig gewoehnlich sind, so sehr kann man trotzdem kurzfristig an so etwas verzweifeln.

Ansonsten gehe ich zum Beispiel fuer Lehrerinnen in der Nebenstrasse Kopien machen oder habe, was haeufiger vorkommt, Schlussdienst. Dazu muss man wissen, dass das gesamte Schulgelaende ummauert und am Eingang mit einem schweren Eisentor verschlossen ist. Auch waehrend der Unterrichtszeit kommt es jedoch oft vor, dass Menschen rein und raus wollen, um zum Beispiel Kinder, die hier keine Schueler sind, zur Therapie zu bringen.

Dafuer bin dann oft ich zustaendig. Die Angst vor unbekanntem Besuchern, die bei allen Lehrern gleichermassen vorhanden zu sein scheint, macht das anscheinend vor allem noetig. Einmal habe ich jemanden hereingelassen, ohne ihn zu kennen oder vorher bei

den Lehrerinnen nachzufragen. Die Reaktion der Direktorin war nur allzu deutlich: „Was, wenn du jemanden hereinlaesst, der uns hier drin dann alle umbringt?“ Angst und Misstrauen sitzen bei manch einem tief, das spuert man. Auch Jahre nach Sendero und Internem Krieg.

Aber vielleicht ist das gar nicht so realitaetsfern, wie es auf den ersten Blick scheint. So gemuetlich und froehlich Tingo María ist, so ist die Stadt doch vor allem immer noch eines: Koka-Hochburg.

Der Streit um den Koka-Anbau in Peru ist schon etwas aelter. Einst war er legal, dann wurde er, auch unter Einfluss der Amerikaner, eingeschraenkt. Die Cocaleros-Kokabauern- duerfen nun nicht mehr unbeschraenkt selbstverkaufen, sondern muessen ihre Anbauflaeche bei der ENACO, der nationalen Kokafabrik, angeben und koennen das Koka dann an den Staat legal verkaufen. Einziges Problem dabei ist der geringe Preis, den diese „Empresa Nacional de la Coca“ zahlt. Mit der scheinbar omnipraesenten Mafia, im Drogenhandel, laesst sich sehr viel mehr verdienen, und so fahren viele Cocaleros zweigleisig: Sie geben ihre Anbauflaeche bei der ENACO einfach wesentlich geringer an, als er ist. Den Rest der Ernte verkaufen sie illegal.

Auch der Sendero Luminoso, gefuechtete Terrororganisation der Achtziger Jahre, zog einen grossen Teil senes Geldes und Einflusses aus dem Drogenhandel.

Und so erlebt Tingo María alle Jahre wieder ein stetig wiederkehrendes Schauspiel, den Streik der Cocaleros., die dann im gesamte Umland Busse anhalten und Passagiere zwingen, auszusteigen, die Stadt Tingo María von der Aussenwelt und somit von der Versorgung abschneiden, die Bevoelkerung zwingen, ihren Streik zu unterstuetzen. Erklaertes Ziel der Cocaleros in diesen Tagen in Tingo: Niemand soll zur Abeit gehen.

Die Familie Rivera, bei der ich lebe, kennt das schon. Ich solle mir keine Sorgen machen, sagen sie. Nur das Taxifahren sollten wir heute besser lassen. Das sehe nach Arbeit aus, und wer arbeite, den Streik nicht unterstuetze, den bewuerfen die Cocaleros auch gerne mal mit Steinen.

Die Strassen menschenleer, nicht ein Kind in der Schule. Die Angst ist zu gross.

Am Nachmittag gehe ich zur Bank. Wir wollen ein anderes Projekt in Pozuzo besuchen, und wer weiss ausserdem, ob die Bank nicht auch bald dicht macht ? Entsprechend lang ist die Schlange am Schalter.

Wahrend auf der Plaza immer mehr friedliche Demonstranten auftauchen, sehe ich auf dem Weg zur Bank in einer Nebenstrasse einen Panzer parken. Einfach mal so.

Ueberhaupt ist das Militaer in Peru wesentlich praesenter als in Deutschland, vor allem in den Koepfen. Wie auch die Nation. Und so spielt sich in der Schule jeden Montag und Freitag vor dem Unterricht die „Formación“ auf dem Schulhof ab. Exerzieren, strammstehen. Dann folgt das Loblied auf die peruanische Fahne (La bandera nacional), die zeitgleich von drei Schuelern gemeinsam gehisst wird- die den Weg zur Fahnenstange natuerlich im Marsch zuruecklegen, versteht sich. Anschliessend wird die Nationalhymne gesungen. Mit einem „Viva el Perú !“ werden die Schueler in den Unterricht entlassen. An dieser katholischen Schule herrscht eine seltsame Verquickung von Nationalismus, Militarismus und kindlich simplifiziertem Katholizismus, die mir gelegentlich aufstoesst. Aber das scheint auch im Rest des peruanischen Alltags vollkommen normal zu sein. So wird selbstverstaendlich auch ein Vaterunser gebetet, inklusive kollektiver Bekreuzigung- und Nationalhymne mit Exerzieren. Und auch an Festtagen, und davon scheint es in Peru viele zu geben, wird ausgiebig marschiert und umhergezogen. So zum Beispiel bei den Geburtstagen der Stadt und der Sonderschule, die wir bereits miterlebt haben.

Ausserhalb der Schule, also wochentags nach etwa 12.30 und an Wochenenden, habe ich nichts mehr zu tun, viel Zeit also, um zum Beispiel mit den Anderen Freiwilligen von der Universitaet oder peruanischen Studenten zu kochen. Dabei stellt man fest, dass, wer hier einen kennt, schnell sehr viele kennt. Manchmal vergesse ich dann auch schon mal von jemandem, dass ich ihn kenne und erinnere mich erst, wenn er vor mir steht. Aber das nimmt man hier ebenso wie vergessene Namen- passiert immer wieder- recht gelassen.

Aehnlich kompliziert war das mit den Namen und vor allem den Beziehungen zu Beginn auch im Hause Rivera, obwohl es- eigentlich- ganz einfach ist. Also:

Genau genommen ist das Haus eine Art Wohngemeinschaft von vier Geschwistern: Nila, Zulma, Feni und Mido. Zulma, die Aelteste, ist im Ruhestand, Nila arbeitet an der Uni und Feni gewissermassen als Hausmeister und Universalhandwerker im Haus. Mido wohnt hier mit seiner Frau Juanita und den Toechtern Allisson und Maggy. Die vier haben allerdings noch viel mehr Geschwister- zehn insgesamt, darunter Josefina die um die Ecke wohnt und deshalb so haeufig hier ist, dass ich zunaechst dachte, sie wohne hier. Ihr Mann Wilmer kommt vor allem wegen Max haeufig hier her, um ihn nach Montevideo zu begleiten. Max arbeitet dort als weltwaerts-Freiwilliger und wohnt auch wenn er herunterkommt nur zeitweise hier, da er sich sein Zimmer mit Lisa und Ricarda teilt, die in Felipe Pinglo arbeiten, einem weiteren Dorf. Max schlaeft daher zeitweise auch bei Piero, einem befreundeten Studenten, und Viktor, ein Freiwilliger, der vom Welthaus Bielefeld aus spaeter dazukam und fuer ein halbes Jahr in Montevideo arbeitet, wohnt bei einer anderen Familie in Tingo.

Und dann wohnt hier neben Lucía noch Franziska, die Medizin studiert und fuer zwei Monate ein Praktikum im Krankenhaus macht.

Ja, das also ist die Wohnsituation. Dazu kommen noch ein Aquarium, ein Hund und eine Katze, die im Begriff ist, Junge zu bekommen. Wer alles durchblickt, darf sich ehrlich beglueckwuenschen.

Nicht unerwaehnt bleiben sollte der von uns sogenannte „Deutsche Riese“, der bei uns inzwischen zur festen Institution geworden ist. Er ist zwar Peruaner, spricht aber auch Deutsch, was seiner schweizerischen Herkunft zuzuschreiben ist, die ihm auch seine geschaezten zwei Meter Koerpergrosse und gute Deutschkenntnisse beschert hat.

Trotzdem sprechen wir Spanisch miteinander. In seinem Café, direkt neben dem Haus der Riveras, gibt es nicht nur sehr leckeres Eis, sondern auch frische gemischte Saefte. Wir sind dort inzwischen Stammkunden geworden.

Und so besteht mein Leben hier im Grossen und Ganzen- meinem Eindruck nach zumindest- aus einem nicht sehr schweren Halbtagsjob in der Sonderschule, der zwar gelegentlich eintoenig, aber auch- mit einzelnen Schuelern- herausfordernd sein kann, viel Freizeit, Eis und Obstsaft- und dem einen oder anderen Missverstaendnis, zum Beispiel wenn man die Lehrerin nach Tesafilm fragt und erst auf ihren erstaunten Blick hin feststellt, dass man „cinta“ (Klebestreifen) mit „cintura“ (Taille) verwechselt hat.

Aber gluecklicherweise wird einem so etwas- wie auch vergessene Namen- nicht so uebel genommen. Ueberhaupt wirken viele Menschen lockerer, als man es Aus Deutschland gewohnt ist, und das prägt das gesamt Lebensgefuehl hier mit.

Das Leben ist freundlicher. Gelassener. Aermer. Reicher.

Andererseits kann das aber auch nerven, so zum Beispiel bei dem Deutschkurs, den ich zwei Studenten von der Agraruniversitaet in Tingo auf Nachfrage gegeben, oder auch nicht gegeben habe, weil sie viel zu spaet oder gar nicht kamen. Daran ist das dann auch relativ schnell gescheitert. Das sei aber auch nicht normal, sagten Riveras. Das unter dem Begriff „hora peruana“ bekannte Verhalten sei zwar verbreitet, werde auch oft als Entschuldigung fuer haeufige Verspaetungen von den Menschen gebraucht, sei aber keinesfalls weitgehend toleriert.

Mein Eindruck allerdings ist ein anderer.

Soweit zu meinem Leben in Tingo María. Gereist sind wir allerdings auch schon. So zum Beispiel nach Pucallpa, wo wir Moritz, einen anderen Freiwilligen, besucht haben, um seinen Geburtstag zu feiern.

Kommt man von Tingo nach Pucallpa, fallen sofort ein paar wichtige Unterschiede auf: Die Stadt wirkt doppelt so gross, das Insektenvorkommen doppelt so hoch, und waehrend man in Tingo bereits nach einigen Metern Fussweg etwas ins Schwitzen kommen kann, laeuft der Schweiss in Pucallpa schon im Sitzen in Stroemen, der Weg vom Schlafsack zu dem kleinen Holzverschlag mit der Dusche, d.h. der Regentonnen, wird zum gefuehlten Marathon.

Als ich, wieder in Tingo María angekommen, aus dem Auto stieg, kam mir die Temperatur regelrecht frisch vor, und irgendwie mag ich Tingo seitdem noch ein bisschen mehr. Wieder „nach Hause zurueckzukommen“, hat das Vertrautheitsgefuehl dieser Stadt gegenueber betraechtlich verstaerkt, so auch bei meiner Rueckkehr aus Pozuzo.

Und damit sind wir bei der zweiten, wesentlich spektakulaeren der beiden Reisen, die ich hier bisher unternommen habe. Pozuzo wurde vor 150 Jahren von oesterreichischen Einwanderern mitten im Urwald gegruendet und liegt noch heute recht abgelegen, was Kultur und Stadtbild entsprechend praegt. Schon auf der Hinfahrt kommt einem die Landschaft, ob wirklich oder eingebildet, immer voralpenlaendlicher und immer weniger wie Regenwald vor. Kommt man schliesslich nach Pozuzo, wird die Tour gaenzlich unwirklich, steigt man in der „Pension Kroll“ ab, trifft auf grosse, breitschultrige, blonde und blauaeugige Peruaner und sieht sich einer Architektur gegenueber, die teilweise noch immer aussieht wie die Alpen im neunzehnten Jahrhundert. Das ganze wirkt irgendwie unwirklich, die Massen von Muell und Strassenkoetern, die das Bild in Pucallpa oder Tingo praegen, fehlen. Man fuehlt sich ein bisschen wie in einer Heidi-Verfilmung und wartet an jeder Ecke insgeheim darauf, in einer antiaesthetischen Schrecksekunde den Wildecker Herzbuben vor die Baeuche zu laufen. Man liest Schilder, die „Schweinebraten“ und „Wiener Schnitzel“ anbieten und schaut sich manche Haeuser zweimal an, um sich zu vergewissern, ob sie nicht doch aus Playmobil bestehen.

Ziel der Reise, die wir mit Bauern aus Montevideo und anderen Urwalddoerfern unternahmen, war die Chacra von Augustin Egg. Augustin macht hier seit Jahren Experimente zu nachhaltiger Landwirtschaft und ihrer Vertraeglichkeit mit dem Regenwald und erforscht Pflanzen. Und so konnten sich die Bauern auf einer Fuehrung durch die Chacra Tips holen zu Saat- und Anbaumethoden.

Mein ganz persoenliches Pozuzo-Erlebnis: In der ersten Nacht war der Lattenrost meines Bettes angebrochen und ich versuchte, der Wirtin das Problem zu erklaren. Als das nicht so ganz klappte, schaltete sich ein Einheimische in einwandfreiem Alpendeutsch ein: „Sprechen Sie Deutsch?“

Da fliegt man um die halbe Welt, lebt sich mehr oder weniger im Regenwald ein, um sich dann bei der erstbesten Schwierigkeit auf einen bayerischen Dolmetscher zu bedienen? Niemals! Das ging gegen meinen Stolz.

„Dankeschön, aber ich würde das trotzdem gern selbst versuchen.“

Leicht beleidigt zog der Mann seinen Weg. Zwei Minuten später hatte ich die Sache auf Spanisch geregelt und beschloss, stolz auf mich sein zu dürfen. Persönlicher Höhepunkt einer etwas unwirklichen Reise, auf deren Rückweg wir noch kurz Max und Farah, zwei weitere Freiwillige, in Ñagazú besuchten und die ökologische Kaffeeplantage ihres Arbeitgebers besichtigten, bevor wir nach Hause, nach Tingo zurückkehrten.

Ja, wirklich: Nach Hause.